

Stri
bewe
och ge

bli
utes

Unte

stigi

räft
chäft

v.
ni über Sie
Nicht doch
Weiß, —
s. D. darum
arke, —
zu. In
das
ing, —
genügt
a. hätte
die
heit be-

N
te auch
en Mui,
schwei-

nen tra-
bei der
e in Lei-
ws Au-
Sie hat-
e Kraft,
Verrat
eils un-
zu
en. D.
ich doch
Zeuge
heroi-
at sein

da aber ehrte seinen Schmerz. Sie fragte nicht, bis er die
e, die er, aufschluchzend unter der Erinnerung, vor das Ge-
schlagen, wieder zurückzog und unaufgefordert fortfuhr:
Aus den fahlen Mauern meiner Zelle sollte ich am Morgen
Berthor geführt werden. Mit Handschellen versichert, trieb



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.
Verlag von Jos. Wilh. Hörter in Sadamar.

1915. * Nr. 19

Uns Leben.

Roman von Franz Wichmann.
(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Auf dem Antlitz des jungen Mädchens prägte sich schreckhaftes Erstaunen aus. „Wie, — so waren auch Sie —“ „Wenige Tage nach Marijas Fortführung verhaftete man auch mich. Mein Verkehr mit dem jungen Mädchen, dem so schreckliche Dinge nachgesagt wurden, auch mich verdächtig gemacht. Ich sollte von dem Treiben mitihilfen, die ihre Freunde gewesen, Kenntnis gehabt und die Schriftstücke gerufen haben, die man in Marijas Wohnung gefunden.“ „Das konnten Sie doch mit gutem Gewissen leugnen.“ „Nicht ganz. Sie wissen ja, daß ich unmittelbar vor der Kata-

mich der Gendarm vor sich durch den Gang. Durch einen vieredigen Hof ging es, auf den die Zellenfenster der hohen Gebäude mündeten, die ihn auf allen Seiten umgaben.
Dann wurde ein enger, langer Korridor betreten, in dessen Mitte wir plötzlich nicht weiter konnten.
Vor einer der hier mündenden Zellentüren drängten sich aufgeregte Wärter, Gendarmen und Beamte.
„Was gibt es da?“ fragte der eben hinzukommende Festungskommandant.
Man sah sich verlegen an und suchte auszuweichen.
„Es ist wegen der Nummer sechshundsechzig.“
„Was ist damit?“
„Ich habe sie tot gefunden“, bekannte der Wächter.
„Tot, — auf natürliche Weise?“
„Sie scheint sich das Leben genommen zu haben.“



Der Sitz eines deutschen Regimentsstabs auf dem französischen Kriegsschauplatz.
Die nach den gegnerischen Stellungen zu liegende Hausfront ist durch Sandfäcke gegen Granatfeuer geschützt. Phot. W. Praemer.

Der Kommandant aber drängte die im Weg Stehenden zurück und riß die Tür weit auf. In offenbarem Entsetzen blieb er an der Schwelle stehen. Mir selbst aber drohten die Knie zu versagen. Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich mit einer Ohnmacht kämpfte. — Aber durch den grauen Nebel, der sich vor meine Augen legte, sah ich doch mit gräßlicher Deutlichkeit das Bild, das selbst die abgestumpften Schergen zu rühren schien. — Auf den kalten Steinfließen des Fußbodens hingestreckt lag, das marmorblassige Gesicht nach oben, steif und regungslos der früher so blühende Leib Marijas. Die Lippen waren blau, die Augen hervorgetreten und verglast, während ein letzter ingrimmiger Zorn die kleinen Hände zu drohenden Fäusten geballt zu haben schien.

Das grelle, kalte Licht des sonnigen Wintertages fiel scharf und schneidend durch das eiserne Gitterfenster. Dort aber, wo es das reiche, mattgoldene Lockenhaar der Toten traf, nahm es einen mystisch weichen Glanz an, als wollte es wie ein Heiligenschein die bleiche Stirn der Wärtlerin umweben.

Während ich, erstarrt vor Schmerz und Grauen, da stand, schlugen nur traumhaft und fern wie aus einer anderen Welt die in nächster Nähe gewechselten Worte an mein Ohr: „Wann ist das passiert?“

Die zaghafte Stimme eines Wärters gab dem Kommandanten Auskunft. „Vor einer Stunde hab' ich noch durch das Fenster gesehen. Da lag sie auf der Britische und sang ganz lustig. Gerade als ob sie sich Mut machen wollte.“

„Wer hat zuvor mit ihr gesprochen?“

„Der Stodmeister, Erzelenz.“

„Wißt Ihr, was?“

Der Wärtler grinst. „Ich glaube, er hat ihr Angst gemacht.“

Die Stirn des Kommandanten fürchte sich. „Mit der Knute? Ihr wißt, daß das verboten ist.“

Der Wärtler verbeugte sich demütig. „Es geschieht nichts gegen das Gesetz. Bei der Bordonoff sind auch nur Knuten verwendet worden.“

„Und damit hat der Stodmeister auch hier gedroht? Habt Ihr das gehört?“

„Nur, daß man ihr ein wenig die Sohlen klapeln werde.“

Das Weitere verstand ich nicht. Der Geruch, den der Aufenthalt ärgerte, rief mich mit dem Gewehrkolben vorwärts.

Nur der Widerhall von den steinernen Wänden des langen Ganges trug noch die zornig scheltenden Worte des Kommandanten zu mir.

„Ein Hiel seid Ihr, Petrowitsch, daß Ihr nicht besser achtgeben. Der Mensch geht nicht so ohne weiteres aus dem Leben. Das sieht man ihm am Gesichte an. Der Generalpräsekt wird wüten. Er hätte ihr Geständnis gebraucht. Aber ich werd's ihm melden. Der Teufel hole den ungeschickten Stodmeister und Euch!“

Der Erzähler schweig erschüttert. Seine Hörerin aber, deren Wangen ganz blaß geworden waren, schien nur einen Gedanken zu haben.

„Und an Ihnen haben sich jene abscheulichen Henkersknechte nicht vergriffen?“ bebt es von ihren Lippen.

Wladimir schüttelte den Kopf. „Marja war nicht umsonst gestorben. Das Geheimnis, das sie mit ins Grab genommen, gab mir nach wenigen Tagen die Freiheit wieder, da ja der Beweis für meine Schuld, für meine Mitwisserschaft fehlte.“

Ada faltete unwillkürlich die Hände, als wollte sie dem Himmel danken für etwas, was schon vor Jahren geschehen. Es war, als höbe ein Seufzer der Erleichterung ihre Brust. „Und die andern?“

„Antul'ska und Kasputin meinen Sie? Man hat sie nach Sibirien verbannt. Aber auch sie verdanken ihr Leben Marjas Opfertod. Hätte sie gestanden, was sie wußte, so wäre der Tod am Galgen ihr Los gewesen.“

„Die Arme, Edle — Unglückliche!“ Ada Genetius erhob sich plötzlich und trat auf den jungen Russen, der ihr gegenübergeessen, zu. „Nein — was sage ich. Wie viel mehr müssen Sie gelitten haben als die Tote, Sie, der Sie einen ewig unerseßlichen Verlust erlitten!“

Der fremde Schmerz, den sie voll zu würdigen verstand, ließ sie den der eigenen Enttäuschung vergessen. Wer solch eine erste Liebe genossen, der brauchte Jahre, um für eine zweite reif zu werden. Sie durfte ihm nicht zürnen, wenn er ihre Reizung nicht erwiderte. Was war denn sie gegen Marja — was hatte sie ertragen, erduldet, welche Probe bestanden, die sie seiner würdig machte. Es war das liebende Weib im edelsten, reinsten Sinne, was sich in diesem Augenblick in ihr verkörperte, das Weib, das kein anderes Bestreben hatte, als den, der sie verschmähte, zu trösten, ihm den Schmerz seiner wehen Erinnerung zu lindern.

In dumpfem Schmerz versunken lag Leidunow noch immer da. Erst als sie ihre weiche Hand sanft und tröstend auf die seine legte, erwachte er.

„Fräulein Ada, begreifen Sie nun, daß es mir ist, als hätte sie meine Seele mit sich in eine andere Welt genommen, als müßte ich ihr gehören auch über das Grab hinaus?“

„Ich fühle es längst, daß Sie etwas auf dem Herzen hatten, was Sie niemand anvertrauen mochten. Außer mir. Und dafür danke ich Ihnen. Ein Freund, ein Bruder sollen Sie mir sein. Aber nun raffen Sie sich auch auf, seien Sie ein Mann. Das Leben darf nicht im Banne des Todes verkümmern. Es hat doch Pflichten, Aufgaben für jeden.“

„Aufgaben — ja. Ohne die wäre ich Marja längst gefolgt.“

„Alles, was nach ihrem Tode geschehen, stand wieder vor meinem Geiste. Nur der Gedanke, die Unglückliche zu rächen, hatte ihn damals aufrecht erhalten. Denen, die er vorher ge-

mieden, hatte man ihn selbst in die Arme getrieben. Die jun-
stlichen Verschwörer waren fortan seine besten Freunde.“

Mit Freude hatten sie den verzweifelten, von wilden
verlangen erfüllten jungen Mann in ihre Reihen aufgenommen. Solche Leute paßten für ihre Zwecke, Rasende, die in ihrer
gegen alles Bestehende jederzeit bereit waren, ihr Leben
Schanze zu schlagen. Auf der Liste der Totgeweihten
ihnen längst Vortschento. Aber zweimal schon war ein
mislungen und hatte nur neue Opfer an Leben und
gekostet. Die letzten Vorgänge in der Peter-Pauls-Festung
spornten zu einem letzten Versuche, so schwer es auch
Verhafteten beizukommen.

Die Droß, an denen die Reihe war, lösten. Aber
traf einen Feigen, der nicht hielt, was er versprochen
Ausführung der Tat verlor er den Mut. Eines Morgens
man seine Leiche aus der Kiewa. Sicher, dem Bericht der
renen zu verfallen, hatte er vorgezogen, Selbstmord zu
Da sprang Leidunow freiwillig für den Toten ein,
schwor, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit, den
ihm überlassen bleiben sollte, die Rache zu vollziehen.
Gelegenheit wollte nicht kommen. Immer wieder
widrige Umstände und unberechenbare Zufälle die Aus-
bis endlich der Generalpräsekt für längere Zeit nach
Fast auf dem Fuße folgte ihm der Rächer, der end-
Zeit gekommen glaubte. Nun aber waren schon wieder
vergangen, ohne daß er sein Ziel erreicht hatte.

Ada hatte die Worte, die der Russe halblaut vor
sprochen, nicht verstanden. „Sie sollten nicht immer
Marja denken“, begann sie von neuem.

In seinen Augen loderte ein düsteres Feuer. „Oder
Mörder, meinen Sie.“ Er sah nicht, wie sie erschrocken
Zittern ihren schlanken Körper überließ. Gewaltig
sich, die Unruhe, die sie ergriffen, zu verbergen.

„Sie glauben also, daß eine bestimmte Person den
Unglücklichen verschuldet?“

„Niemand als der Generalpräsekt. Diesen Ausgang
hatte er nicht gewollt, denn er brachte ihn um das wis-
ständnis. Die Drohung, der Befehl, die Gefangene zu
kann von niemand anderem ausgegangen sein, und da-
ja, was die Arme in den Tod getrieben.“

„Der Generalpräsekt —“ sann Ada. — „Wie war
Name?“

„Vortschento.“

„Der selbe also, der zurzeit in unserer Stadt weilt?“

„Aufs höchste betroffen starrte Wladimir das Ma-
„Wie, Sie wissen?“

„Ich las in der Zeitung davon. Wie muß dem
müte sein.“

„Er lacht der Opfer, mit denen er sich den Weg zu
Macht geklärt hat“, mischte Leidunow ingrimmig.

„Ich denke mir nur, er kann keine ruhige Stunde
meinte Ada und ihre Blide ruhten forschend auf seinem

Wladimir hatte plötzlich ein dunkles, unbehagliches
Er las in ihren Augen, daß sie mit einem andern Gedanken
daß sie mehr wußte, als sie sagte. Sollte sie allein in der
Stadt sein Geheimnis erraten und ihn nur darum gewar-

Wie gerne hätte er ihr alles anvertraut. Aber er
nicht sprechen. Ein feierlicher Schwur band ihn wie die

mitwissenden Freunde, nie und unter keinen Umständen
das Geplante auch nur das geringste verlauten zu lassen.

„Gott wird ihn schon richten“, sagte er dumpf.

„Wenn es nicht Menschen tun und —“

Ada Genetius sprach den Gedanken nicht aus und
sich, erschrocken zusammenfahrend, um. „Wir sind
allein“, schloß sie flüsternd, „ein Fremder.“

Im selben Augenblick schnellte Wladimir auf. „Was
hier — und ausgerüstet mit allem Handwerkszeug der

Sofort war ihm alles klar. Nicht zufällig war er
gekommen. Wahrscheinlich hatte er seine Räte abge-
ging nunmehr der neuen Spur nach. Aber der Aufre-

letzten Tage hatte er ganz die Begeisterung des Frei-
Adas Schönheit vergessen. Aber hier mußte er sie ja
sehen haben, und gerade hier suchte er sie darum

Meroleff schien übrigens nicht wenig verblüfft, gera-
mir hier zu finden, und er machte ein Gesicht, als be-

schon wieder zu spät gekommen zu sein.

„Ja, ja —“ stotterte er, „habe schon vor ein paar
malerischen Winkel hier entdeckt und möchte auch ein-

etwas Nächstes schaffen. Aber wenn ich höre —“

„O bitte“, Wladimir, der sah, daß Ada seinen
Zuteresse und offeneren Reugier betrachtete, hielt

„Du wirst doch nicht ausreißten wollen?“

„Die junge Dame ist wohl eine Bekannte?“ fragte der Maler und blickte auf das Gesicht der Frau, die er gerade gemalt hatte. „Sie haben uns zufällig im Theater kennen gelernt. — Mein Herr Maler Meroleff — Fräulein Genetius.“

„Ihre Gesicht strahlte vor Vergnügen. Handelte es sich nur um eine flüchtige Theaterbekanntschaft, so war wohl noch verloren, und er hatte nichts Geringeres zu tun, als mit dem Mädchen eine liebenswürdige Unterhaltung zu beginnen. „Wie Kollegin vom Pinzel?“ scherzte er. „Freut mich doppelt, Sie von Fach zu treffen.“

„Sie erröte leicht.“ „Sie überschätzen mich, Herr Meroleff. Ich bin nur Dilettantin.“

„Aber mit feinstem künstlerischem Geschma!“ Bewundernd betrachtete er das unvollendete Bild. „Die Wahl dieses prächtig ausgedrückten Motivs beweist es.“

„Sie wissen wohl auch Sie hierhergezogen hat.“

„Sie können gnädiges Fräulein denken. Würde es niemals in Ihrer Gehege einzudringen. Auch weiß ich mir einen viel schöneren Gegenstand.“

„Die Vorkengruppe da drüben?“

„Sie schüttelte lächelnd den Kopf.“

„Der das Christusbild am Kreuzweg auf der Wiese“, rief er weiter. „Sie können es eben nicht sehen.“

„Aber Sie es selber sind.“

„Ich würde ganz rot.“ „Möchten Sie malen?“

„Ich wäre das höchste Glück für mich.“

„Ich nichts übereilen“, meinte das Mädchen mit leisem Lächeln, „ich denke, das Motiv müßten Sie schon noch etwas gestudieren, ehe Sie an die Arbeit gehen.“

„Sie verbeugte sich mit seiner ganzen gewinnenden Niedrigkeit.“

„Gnädiges Fräulein mir solche Studien gestatten wollten, das mein Glück nur noch vergrößern.“

„Aber Sie müßten über die unerwartete galante Wendung lachen, Vladimir, der sich bisher schweigend bei Seite gehalten, es nicht, daß sie augenscheinlich an dem Geplauder des Malers Gefallen fand.“

„Sie dürfte es aber doch wohl zu allen weiteren Studien sein“, meinte er sich etwas gereizt ein und wies auf den ziemlich tiefen Stand der Sonne.“

„Es eben noch lachendes Gesicht beschattete sich. Es war, als der dunkle Ernst des Lebens ihre kindliche Freude mit sich geistert.“ „Sie haben recht — es ist Zeit, den Heimweg zu nehmen.“

„Ich höchste sogar, falls Sie noch das Theater besuchen wollen.“

„Ich gehe heute nicht — erst morgen.“

„Sie horchte auf. „Was gibt man da?“

„In Tannhäuser.“

„Maler, der kürzlich nicht das geringste Interesse für das Theater bekundet, schien sich plötzlich gewandelt zu haben. „Den ich auch sehen. — Ja, ja, es ist wirklich mein Ernst“, sagte Vladimir verwundert fragenden Blick hinzu. „Könnten Sie nicht ein Billett besorgen?“

„Aber du es nicht selbst kannst“, zögerte Lebedunow mit nicht ohne Bereitwilligkeit.“

„Ich gut. Man müßte doch vormittags an die Kasse gehen.“

„In diese Zeit —“

„Aber du wohl noch im Bett?“

„Aber ich habe einem Kollegen, den ich unlängst kennen lernte, versprochen, mit ihm im Ratsteller zu frühstücken.“

„Aber Sie, doch vieladigenes Lächeln umspielte Lebedunows Gesicht. Wahrscheinlich handelte es sich um die Kasse oder eine neue Bekanntschaft seines vielseitigen Freundes, doch er in Abas Gegenwart keine Anspielung machen. Wollte er nach den heutigen Beobachtungen mehr als zuvor die Pflicht hielte, vor Wassili warnen, so mußte es heimlich an anderer Gelegenheit geschehen.“

„Wenn ich dir einen Dienst damit leisten kann —“

„Ich bin dir sehr verbunden. Und wann darf ich mir die Mühe lassen.“

„Aber fünf und sechs Uhr. Wir können ja zusammen zum Theater gehen.“ —

„Aber, alles ausverkauft“, meinte achselzuckend der Kassier, „morgen am nächsten Vormittag einen Parkettstich für seinen Bekannten.“

„Aber die Plätze?“

„Aber ein Platz ist mehr zu haben.“

„Aber Lebedunow hatte das fast erwartet. Der „Tannhäuser“ machte großes Häusler. Und eigentlich war es ihm recht. Wassili hatte doch nur Abas wegen ins Theater, und wenn es auch un-

wahrscheinlich war, daß er in ihre Nähe zu sitzen kam, so konnte er sie immerhin während der Pause im Foyer treffen. Seit gestern aber war es ihm, als ob er über das schöne Mädchen zu wachen habe und ein allzuhäufiges Zusammensein der beiden zu ihrem eigenen Besten verhindern müsse.

Schon im Begriffe, das Theatergebäude zu verlassen, blieb er noch einmal stehen. Ein Wortwechsel hatte seine Aufmerksamkeit erregt.

„Was wollen Sie denn eigentlich?“ rief der Kassier unwillig. „Sie hören doch, daß es keinen Platz mehr gibt.“

Der Dienstherr wollte nicht weichen. „Der Herr, der mir den Austrag gegeben, muß es doch wissen. Das Billett ist ja schon am Montag bestellt.“

„Bestellt? Warum haben Sie das nicht gleich gesagt. Das kann man doch nicht raten. Wer schickt Sie denn?“

„Die Erzellenz.“

„Erzellenz? Den Namen, bitte.“ Der Kassier wurde plötzlich höflich.

„Der Herr Generalpräsekt.“

„Gortchenko? Der Russe. Freilich — dann ist ja alles in Ordnung. Die Karte wurde telephonisch bestellt. Hier, bitte.“

„Endlich!“ Der Atemzug, der Vladimir Brust hob, war so tief und stark, als ob er sie zerprengen wollte. Jetzt war der Tag der Abrechnung gekommen. Kein Entrinnen gab es mehr. Nur noch nach wenigen Stunden zählte Gortchenkos Leben — und Maria war gerächt! Was nachher kommen mochte, es war ihm gleich, gleich wie das, was sich zuvor noch ereignete. Wie ein Traum erschien ihm alles, was er die letzten Tage erlebt. Ein Nebel und Dunst, in Nichts zerfließend. Was galt ihm noch Abas Genetius. Was Wassili Meroleff. Möchten sie glücklich werden oder blind in ein selbstgewolltes Schicksal rennen. Vor ihm stand Maria — mit den dunklen, sehnenden Augen und wartete ihres Rächers.

In fieberhafter Unruhe verrannen ihm die Stunden des Tages. Jetzt mochte Aba draußen in den Praterauen sitzen, ihre Farbenskizze auf den Knien, und Wassili an ihrer Seite stehen und plaudern. Was kümmerte es ihn. Er hatte keine Zeit mehr für sie, er hatte Wichtigeres zu tun. Stundenlang putzte er an seinem Revolver, untersuchte jede einzelne Patrone und ölte sie sorgfältig ein, ehe er sie in die Kurbel schob. Wie schon seit Stunden murmelte er auch dabei etwas vor sich hin. Immer die gleichen Worte aus Schillers „Wilhelm Tell“. Unlängst von der Bühne herab hatten sie sich in seine Seele gefallt. Wie eiserne Klammern hielten sie all sein Sinnen und Denken umschlossen:

„Ein jeder geht an sein Geschäft. — Und meines ist der Mord!“

Ein Klopfen an der Tür schreckte ihn auf. Schnell schob er den scharf geladenen Revolver in die Tasche seines schwarzen Gehrockes, den er bereits für den Theaterbesuch angelegt. Eleganter als sonst hatte er Toilette gemacht. Marias Andenken galt es ja. Und heute war ein Festtag — ein Totenfest.

Durch die Türspalte schob sich ein kraushaariger Kopf. „Darf ich eintreten, gnä Herr?“

„Kommt nur herein, Pepi.“

„Haben Sie was zu schaffen für mich?“

„Nicht viel. Nur das Gewöhnliche. Ihr wißt ja.“

„Die Kleider putzen, gnä Herr?“

„Haben Sie heute schon an. Aber noch etwas. Deinen Lohn will ich dir zahlen.“

Der Bursche machte ein verdüstertes Gesicht. „Aber ist doch erst übermorgen der Letzte.“

„Gleichviel. Heute hab ich Geld. Wer weiß — ob ich in den nächsten Tagen in der Lage bin.“

Pepi Rantioier grinste, während sein Blick im Zimmer umherglitt und die an dem Hals aufgehängten Kleider seines Herrn prüfend überflog.

„Wie's dem gnädigen Herrn beliebt.“

„Und dann noch etwas, Pepi.“

„Der gnä Herr befehlen?“

„Vom ersten ab seid Ihr wieder frei.“

(Fortsetzung folgt.)

Wie Heinze sein eisernes Kreuz verdiente.

Kriegsstimme von Hermann Drehter, Chemnitz.

(Wochenschrift „Der Arbeiter“.)

Nächst mir mal das Kissen hinterm Rücken zurecht, Jungs, dann will ich euch vom 20. August erzählen. Mein Bein stumpf da erinnert mich heute ohnedies an jenen blutigen Tag. Ihr könnt euch entsinnen, was der August für Tage brachte. Der zwanzigste machte keine Ausnahme davon. Die Sonne ging strahlend hinter den Höhen von Metz auf.

Ich hatte die Nacht auf Posten gestanden. Es war eine verterfeste Nacht. Aller Augenblicke fielen in unmittelbarer Nähe Schüsse. Zweimal rollte das Knattern von Motoren über uns

durch die Luft. Die Scheinwerfer unseres Regimentes blitzten auf. Französische Flieger. — Einen schossen wir herab. — Meine Kameraden schliefen noch. Die dritte Nacht an der Erde, Tor- nister unterm Kopf. Was würde der heutige Tag bringen?

„Blut!“ sagte mein Ka- merad Jan Elüver und deutete nach dem blutigen Morgenhimmel.

„Du bist ein Spöken- tiefer!“ sagte ich.

Im selben Augenblicke kam auch schon der Befehl zum Aufstehen. Die Horn- signale führten gellend durch den Traum der Schläfer und verschreckten die fried- lichen Heimatbilder. Fünf Minuten später ging es in geschlossenem Tritt ostwärts.

Vor uns lag eine weite Ebene, auf der sich nur am äußersten Horizonte einige Bodenwellen zu erheben schienen. — Unser Haupt- mann sprengte an der Front entlang. „Morgen, Kinder!“

„Morgen, Herr Haupt- mann!“

„Gibt vielleicht heiße Arbeit heute!“

Zwanzig Minuten spä- ter hörten wir in der Ferne fast ununterbrochen Kanonenschüsse. Wieder nach zwanzig Minuten unterschieden wir in kurzen Zwischenräumen das helle Knattern von Gewehrhalben und das teuflische Medern der Maschinengewehre.

In der klaren Morgenluft schwammen kleine weiße Wölkchen mit langen strähnigen Rauchfäden.

„Französische Granaten!“ sagte einer.

Wir hatten bis dahin Wiße gerissen, jetzt wurde mit einem Male alles still. —

Elüver drängte sich an mich ran.

„Du, Henze, wenn ich — du weißt . . .“

„Na ja, und was dann?“

„Dann bringe mei- ner Trinka die letzten Grüße!“

„Ja, wenn ich es selbst noch kann!“

Wir schüttelten uns die Hände, herzlich, stumm. Es war wie ein herbes Abschied- nehmen. War doch ein braver Junge, der Elüver. Dazu ein Kerl, der im Hand- gemenge zehn Fran- zosen zermalmt hät- te, groß und breit- schulterig. Ich weiß nicht, wie mir plöz- lich der Einfall kam: ein großes Ziel für eine Kugel!

Das Donnern und Tosen nahm zu. Wir merkten, daß wir mit



Beobachtungsposten der Artillerie.

jedem Schritte näher an eine große Schlacht gerieten.

Um unsere Köpfe entstand plötzlich ein Geräusch, als ob Tau- leute zugleich den Laut „Zisch!“ kurz und fauchend ausstießen.

„Was ist denn das?“ schrie mein Vordermann. Dabei drehte er sich um. Blut floss ihm von der Stirn in den Bart. Er ließ ein Gewehr fallen und stürzte mir vor die Füße.

Jetzt wußten wir, was es bedeutete.

Ich fühlte plötzlich einen bitteren Geschmack auf meiner Zunge und spürte heftigen Durst.

„Laden und sichern!“ klang der Befehl.

Wir taten es in Hast während des Laufens. — Unwillkürlich war unser Schritt hastiger geworden, als ob uns eine innere

Macht zwänge, schneller auszuschießen. Um unsere Köpfe und summt es immer heftiger und lauter. Drüben, halb in einem nahen Walde versteckt, der sich an einem sandi- gen Abhänge hinaufzog, lag der Gegner.



Schweizerische Truppen an der Grenze beim Herstellen von Straßen.

nants gesehen, die standen mit hellen Augen im Augeltre- wären sie auf dem Manöverfelde.

Ordonnanzoffiziere kamen auf schaumbedeckten Pfer- gesprengt und überbrachten Befehle.

Plötzlich klang über unsere Köpfe hin das Signal: „Vor die Front!“

Und gleich darauf folgte das Sturmsignal in seiner aufreizenden Tonreihe. — Die Trommeln schmetterten den Sturmangriff. Ein „Hurra!“ wie von Wahnsinnigen aus- brach aus unseren Kehlen. In jedem hatte sich eine fure- But aufgespeichert, und wir alle fühlten es wie einen ein- sung, daß wir nun heimzahlen konnten. Im Laufschritt es nun gegen den feuerpeisenden Hügel heran. Unsere



Handgranate. Phot. Fuchs, Berlin. (Mit Text.)

dem Regen in der Faust voran. Das begeistert auch den
tiefsten. Solche Männer wiegen ganze Truppen auf.



„Rad aus dem Schützengraben komm' ich heraus!“
Kriegermann mit selbstgefertigten Winterumhang u. Kniewärmer.

Als einer der ersten fiel unser Major. Wie wir später erfahren: Kopfschuß. Stumm rollte er vor unsere Füße. Ein Wutgeschrei aus unseren Kehlen war sein Grabgesang. Ich war völlig abgestumpft gegen alles, was um mich her vorging. Eine Batterie preussischer Artillerie unterstüzte unseren Sturmangriff. Wir hörten hinter uns nun das „Bum-Bum“, und sahen Sandsäulen am Waldrande aufspritzen.

„Nache! Nache!“ Das war nur noch der einzige Gedanke, unsern Hirnen brannte. Ich sah mich nach Jan Clüver um. Er war noch dicht an meiner Seite. Wir waren fast heran. Der Gegner schoß wie eine einwärts, aber wir vorwärts, hinaus! — Meine Vordermänner einer nach dem anderen in den Sand. „Vorwärts — halt, nieder!“ Die Kommandos waren kaum vernnehmbar. Jan Clüver und ich waren am weitesten vorn. Der Wald schien ein feuerpeiender Schlund. Es hagelte Schüsse um uns wie von Schwärmen eiserner Bienen. Gerade vor uns lag ein Gebäude: eine Försterei oder so etwas dergleichen. Aus allen Öffnungen und Mauerluten schossen Geschosse. Im nächsten Augenblicke schon waren wir ran. Sobald nur ein Kopf eines der Fenster sichtbar wurde, hauchte eine deutsche Salve ihn ein. Mancher sah wieder hervor. Mählich schreit jemand einen Namen. Instinktiv schau ich mich um. Da steht aufrecht am Boden steht mich aus verglasten Augen an. Seine Arme bewegen sich, ich verstehe nichts. Ein hölzernes Tor hält mich auf. Gewehr herum, dem Kolben dagegen ramme, noch einmal, zweimal, dann gibt es nach. Meine eigene Wunde stößt mir Grausen. Ich aber springe in den Hofraum. Sechs, acht springen gegen mich. Ich renne einem das Gewehr zwischen die Rippen, steche wie toll nach. Wie im Traume sehe ich, daß meine Na-

meraden hinter mir nachdrängen. Unser Hauptmann sticht einen Kerl nieder, der eben sein Gewehr gegen meinen brennenden Kopf abdrücken will.

Aus den Fenstern hängen ein paar weiße Lappen. „Pardon! Pardon!“ heult es von oben, aber aus dem Haus flur schießen sie noch immer. „Vorwärts, Leute, drauf!“

Also rein in die verfluchte Hölenbude. Eine enge Treppe führt nach oben. Weiß Gott, woher ich die Kraft nehme.

Gewehr unterm Arm stürme ich hinauf und fühle weichen, elastischen Widerstand. Menschenkörper! Zwei Rothosen sinken vornüber und liegen wie Mehlsäcke auf meinem Raden. Ich fühle mehrere Stiche in meinen Oberschenkeln dringen.

„Wie man einen Hasen spickt!“ Ich weiß nicht, woher mir inmitten all dieser Greuel der scheußliche Vergleich in den Sinn kommt. — Dann — ja, dann weiß ich nichts mehr. In meinen Ohren ein Klängen, eher friedlich als aufregend.

Ich fühle mich ange- nehmen schlaf- rig und sinke um. Ich weiß nicht, was dann wurde. Als ich nun das erstemal erwachte, war mir, als träumte ich von einem Haifisch, der sich in meinem rechten Bein festgebissen hatte. Zugleich merkte ich aber, daß ich in einem Wagen lag, der ziemlich schnell fuhr; denn die Chausseebäume flogen nur so vorbei. — Es umfing mich wieder eine tiefe Ohnmacht. Beim zweiten Erwachen lag ich in einem Lazarett und fühlte



Sicherung der Schützengräben durch Drahtnetz vor Handgranaten.



Heißbares, wohlverproviantiertes Blockhaus auf dem westlichen Kriegsschauplatz. (Mit Text.)

brennenden Durst. Das Schlafbedürfnis war aber so stark, daß ich gleich wieder die Bestimmung verlor.

Und dann kam der Tag, den ich nie vergessen werde.

Die Sonne mußte mir ins Gesicht geschienen haben, oder hatte mich der Schmerz im Bein erweckt?

Ich hob zum ersten Male mit vollem Bewußtsein den Kopf und sah mich um und sah an mir selbst hinab.

Und da — Tränen der Freude schossen mir in die Augen — da lag auf meiner Brust das schlichte Kreuz von Eisen.

Da faltete ich in Ergebung und Dankbarkeit die Hände und betete inbrünstig für mein heiliges, herrliches Vaterland und seine tapferen Söhne.

Kartoffelbrot.

Von F. Köhler.

(Nachdruck verboten.)

Der Krieg hat zahllose und tiefgehende Umwälzungen im wirtschaftlichen Leben hervorgerufen. Eine sehr wichtige ist diejenige, daß laut Verfügung der deutschen Reichsregierung den Roggenbroten Kartoffeln zugesetzt werden dürfen. Dieses neu entstandene Brot hat der Volksmund bereits „Kriegsbrot“ genannt. Wenn nun bei dieser Benennung zunächst wenig erfreuliche Gedanken auftauchen, so soll der Zweck dieser Zeilen der sein, solche Gedanken zu vertreiben und darzutun, daß das neu entstandene Kriegsbrot dem bisherigen Roggenbrot in keiner Weise nachsteht.

Die Bezeichnung Kriegsbrot ist sehr alt, denn sie entstand bereits im Mittelalter, und zwar zu den Zeiten, wenn Hungersnot im Lande gährte oder langjährige Kriege die Felder und Ernten verwüsteten. Damals war das Kriegsbrot von sehr schlechter Qualität, denn es wurde ihm alles Mögliche zugesetzt, und gehacktes und gemahlenes Stroh waren nicht die geringsten Bestandteile, die diesem Brot beigemischt wurden. Aber zwischen den damaligen Zeiten und heute liegt eine lange Entwicklungsperiode, die nach allen Seiten hin, und nicht zuletzt in der Lebensmittelbranche, gehörig ausgenutzt wurde. Die Lehre von der Ernährung hat riesige Fortschritte gemacht, und sie nimmt in der modernen Wissenschaft einen bevorzugten Raum ein. Das heutige Kriegsbrot besitzt denselben Nährwert wie das gewöhnliche Roggenbrot, und es ist lediglich aus der Tatsache heraus entstanden, daß wir in diesem Jahre über einen ganz gehörigen Überschuß von Kartoffeln verfügen. Da es nebenher mit der Getreideeinfuhr während des Krieges hapert, muß am Getreide gespart werden, und die Kartoffel dient dazu, einen Ausgleich zu schaffen.

Die deutschen Behörden haben bestimmt, daß Roggenmehl aus dem Brot gebaden wird, einen zwanzigprozentigen Kartoffelzusatz erhalten darf. Den Bäckern ist also gesetzlich erlaubt, bis zu dieser Höhe Kartoffeln dem Roggenmehl beizufügen, und solches Brot muß dadurch künstlich gemacht werden, daß den Brotlaiben ein „K“ ausgedrückt werden muß. Das Roggenbrot darf demnach jetzt aus einem Fünftel Kartoffeln und vier Fünfteln Roggenmehl bestehen. Auch das Weizenmehl darf durch Zusatz vermehrt werden. Es ist deshalb eine fünfundsiebzigprozentige Mehlausbeute vorgeschrieben, und leistungsfähige Mühlen können sogar größere Mehlmengen ausmahlen. Dem Weizenbrot können mindestens zehn Prozent Roggenmehl beigemischt werden, und dadurch werden an der Backware in Geschmack, Befindlichkeit und Aussehen nichts geändert. Die deutsche Regierung will durch diese Verordnung erreichen, daß alle Schichten der Bevölkerung gleichmäßiges Weißbrot erhalten, und daß die Bäckereien ihren Kundenpreis gleichmäßig beibehalten. Der Weizenmehlpreis ist erheblich höher als derjenige des Roggenmehls, und indem letzteres in gleichen Mengen dem Weizenmehl beigefügt werden soll, will man einer Verschwendung von Weizenmehl vorbeugen. Das Weizenmehl findet übrigens in Süddeutschland eine ungleich größere Anwendung als in Norddeutschland, wo der Verbrauch von Roggenmehl prozentual viel stärker ist als in Süddeutschland.

Als es bekannt wurde, daß der Zusatz von Kartoffeln zum Roggenmehl staatlicherseits zugelassen ist, drängte sich zunächst die Frage nach dem Nährwert der neuen Zusammenlegung auf. Man glaubte nämlich, daß dieser von nun ab beträchtlich beeinträchtigt würde. Die aus Mehl bereiteten Nahrungsmittel enthalten nämlich sehr viel Nährbestandteile, die unter dem Namen „stickstofffreie Substanz“ bekannt sind, und die Stärke nebst verschiedenen Zuckerarten darstellen. Das Roggenmehl enthält etwa 69,66 Prozent solcher Substanzen, während sich deren Gehalt im Weizenmehl auf 74,68 Prozent beläuft. Das Weizenmehl, das in Deutschland weniger bekannt ist, bei den südlichen Völkern, den Italienern und Spaniern, aber eine sehr große Rolle spielt, enthält 68,60 Prozent stickstofffreie Substanz. Das Kartoffelmehl hingegen enthält beinahe ebensoviel stickstofffreie Substanz wie das Weizenmehl, nämlich 71,4 Prozent, ist also nahrhafter wie Roggenmehl und Weizenmehl. Das beweist, daß das Kartoffel-

mehl als ein vorzügliches Nahrungsmittel anzusprechen ist, ist das Kartoffelmehl pro Doppelzentner etwa acht Mark als das Roggenmehl.

Bezüglich ihrer Ausnutzung, die sie im Körper besteht zwischen dem Roggenmehl und dem Kartoffelmehl nahe kein Unterschied. In neuerer Zeit hat man bei der Fütterung als Entfettungsmittel „Kartoffelflocken“ eingeführt. Man nimmt an, daß der Genuß von Kartoffelmehl zu einer Ernährung führen und damit eine allgemeine Abmagerung des Körpers in Verbindung zu bringen wäre. Dem ist jedoch so. Der Körper der Kartoffel setzt sich aus einzelnen Zellen zusammen, und jede Zelle besteht aus einer Zellwandung, der nährnde Bestandteil, das Stärkemehl, eingeschlossen mit nun das Stärkemehl von den Verdauungsorganen angestrichen und durch sie dem Aufbau des Körpers zugeführt werden müssen die Zellwände erst gesprengt werden. Bei der Fütterung werden die Kartoffeln in der Schale gelocht, die Zellwände schält. Sie werden nicht gesprengt, und stillt zwar den Hunger, erschließt aber den Inhalt der Zelle der Verdauung. Darum magert man ab, und dies ist so sehr den „Kartoffelflocken“ das Wort reden, sollen die Sache besonders berücksichtigen, damit sie belehrt werden nicht einerlei ist, in welcher Form die Kartoffel genossen.

Beim Kartoffelmehl wird die Zellwandung schon durch den Prozeß der Mehlbereitung auf mechanischem Wege gesprengt und die hierbei etwa nicht gesprengten Zellen bei der beim statfindenden Verdampfung des Wassers aufgeschlossen. Ihr Inhalt im weitesten Umfange dem Angriff der Verdauung bloßgelegt. Diese letzteren führen das Stärkemehl in Dextrin und dann in Zucker über, der im Körper durch den Verbrauch an anderen Stoffen herabzusetzen und bei Verdauung eine beträchtliche Wärme zu entwickeln, wofür besonders im Winter das Kältegefühl herabgemindert wird. Verwendung von Kartoffelmehl zur Herstellung von Brot, daher auch vom physiologischen Standpunkt aus als vollkommen einwandfreies Verfahren zu bezeichnen. Im gesundheitssamen sind eingehende Versuche angestellt worden, bei es sich zeigte, daß das „Kriegsbrot“ nicht nur schmackhaft und haltbar, sondern in hohem Grade auch bekömmlich und verdaulich ist. Was die Schmachthaftigkeit anlangt, so mag die Tatsache auch dem Laien schon einleuchten, denn jedermann weiß schon Kartoffelmehl genossen, sei es in der Form von Kartoffeln, wie Kartoffeln, oder in einer anderen. In der sogenannten „Wiener Bäckerei“ wurde bis jetzt ein weitgehender Maßstab Kartoffelmehl benutzt. In Frankreich, Italien benutzt man das Kartoffelmehl auch zur Herstellung von Nudeln und Makkaroni. Auch isländischer Sago und unser Kartoffelsago wird hauptsächlich aus Kartoffelmehl hergestellt.

Die Stadt Dessau dürfte wohl das Vorrecht für sich in Anspruch nehmen, mit der Beimischung von Kartoffeln zum Roggenbrot den Anfang gemacht zu haben. In vielen Kreisen wird behauptet, daß das mit Kartoffelmehl vermischte Brot mancherlei Nachteile zeige, dagegen das Brot, dem ein Prozentatz von gekochten Kartoffeln zugesetzt wird, einen ausgezeichneten Geschmack sowie auch gute Haltbarkeit. Das Roggenbrot, das über fünfundsiebzigprozentigen Kartoffelzusatz verfügt, kann in Prozent billiger verkauft werden als das reine Roggenbrot.

Zu gewöhnlichen Zeiten wird ein Viertel der deutschen Roggenenernte an das Vieh verfüttert. Die Roggenverfütterung ist in diesem Jahr noch stärker werden und die Brotverfütterung bis zur Bevölkerung gefährden. Um dies zu verhüten, wird das Verbot von Brotgetreide in diesem Jahr verboten. Bei dem dem wirtschaftlichen Bedürfnis kann den kleinen Bauern nicht werden, selbstgezeugten Roggen an das eigene Vieh zu verfüttern, wenn sie es nicht anders erhalten können. Das Verbot ist zu kontrollieren, es wird aber dadurch erleichtert, daß Brotfütterungsmittel — Kleie und Gerste — zu niedrigen Preisen der Verfügung gestellt werden. So hofft man, daß man mit dem Verbot an Getreide in Deutschland ein ganzes Jahr auskommen. In

Volksbräuche am Himmelfahrtstag.

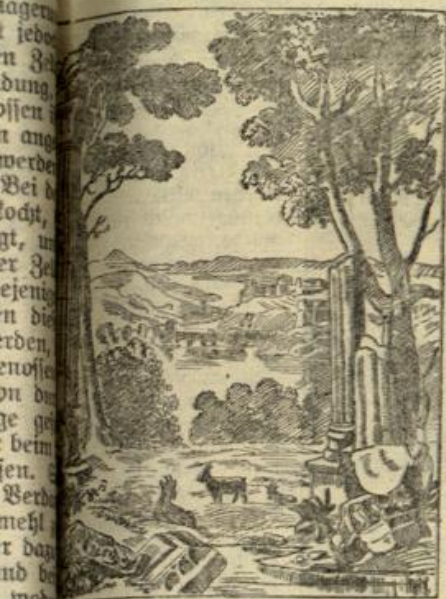
Von Alfred Nello.

(Nachdruck verboten.)

Der Mai ist gekommen, Frühlingsmorgen durchziehen den Herg, glücklich in Lust und Sonne atmen wir des klaren, klaren Luft und wärmen uns in des Frühlings goldene Strahlen. In diesen Tagen huldigen die alten Götter ihrem Gott Freya, und der Himmelfahrtstag galt selbst heidnischen Völkern als heilig. Da wurden in feierlichem Zuge die Fluren umgangen und man flehte zu den Göttern, daß ein günstiger Saaten- und Erntestand die Felder besegne. Diese Flursingänge haben sich in manchen Gegenden

bis auf den heutigen Tag erhalten. Im Königreich Sachsen, Rammn und Ostitz, geschehen diese Wirtgänge im Weissein geistlichkeit schon zu Ostern. Man nennt dort diese Prozessionen, weil sie zu Pferde unternommen werden, das „Saatreiten“. Auch in anderen katholischen Gegenden kennt man am Himmelfahrtstage noch solche Flurumgänge. In Italien feiert man schon den Vorabend dieses kirchlichen Festtages, und es prägt sich gerade in dieser Feier die gläubige und leicht für zeremonielle Feierlichkeiten empfängliche Gemütsstimmung des Italiens aus. Das Volk hält an dem Glauben fest, daß Christus am Vorabend des Himmelfahrtstages vom Himmel herniedersteigt und die Erde segnet. In der Campagna beleuchten die Hirten ihre Hütten, ähnlich wie die Bewohner der italienischen Städte ihre Häuser und Loggien, jede Veranda und jeden Balkon mit Lampen zu der gleichen Feier schmücken. Die Kirchen Türen aber tragen als Schmudrotweißes Tuch

Regierbild.



So ist der Hirte?

goldenen Behängen, und in gleicher Weise sind die Pfeiler Kirchenhallen ausgeschmückt.

In Deutschland herrscht der Glaube, daß am Himmelfahrtstage am Kyffhäuser und am Hirschberg die blaue Wunderblume wächst, die den Weg zum Eingang dieser Berge zeigt. Wer die Wunderblume findet, gelangt vom Vergessengang aus zu unerschöpflichen Schätzen. Blumensplüden ist daher die schöne Gewohnheit, die an diesem Feiertage die Dorfjugend pflegt. Jede Blume und jedes Kräutlein hat da seine besondere Bedeutung. Blumen schmückt man die Wohnräume, und manch Blumenklein setzt sich die junge Maid aufs Haupt, um so dem Frühling zu huldigen. Im Harz sammelten die Mädchen früher das Mannsraut und sangen dazu:

„Den Allermannsharnisch, das böse Kraut,
Das hab' ich gefunden und bin doch nicht Braut.“

Im Stadtwald bei Frankfurt a. M. pflückte man am Himmelfahrtstage die Knollen des Aronstabes. Bis vor einigen Jahren zog man dort in den Wald, um diese Wunderpflanze zu pflücken, die man aber jetzt am Himmelfahrtstage pflücken mußte, weil sie ihre Wunderkraft nicht verlieren. Der Knollen des Aronstabes gab die Zukunft an und schätzte, den Kindern in die Hand gelegt, vor bösen Geistern. Ein Gebräu aus dem Saft der Pflanze sollte ein Zaubertank sein, um neue Jugendkraft zu verleihen, aber auch gegen Zahndesch, gegen Magenbeschwerden konnten viele kein besseres Mittel.

Eine der schönsten Sitten am Himmelfahrtstage pflegte man bis vor einigen Jahren in der Rheingegend. Die Brunnen der kleinen rheinischen Ortschaften mußten zu diesem Feiertage mit Blumen geschmückt sein. Das war ein Freudenfest für jung und alt. Der gleich einem Wagenrad große Brunnenkranz, aus grünem Grün und bunten Blumen gewunden, wurde mit bunten Blumen verziert und von der Jugend durch die Stadt getragen. Die Brunnen erhielten seinen Kranz, und vor jedem Hause brachten die Kranzträger und ihre Begleiter ein Lied an.

Mit dieser Vergißmeinnichtblüten sind die eigentlichen Himmelfahrtsschmücke. In Schwaben sammelt sie die Jugend in ganzen Straßen und schmückt damit die Kirchen, wie auch die Wohnungen und Stallungen. Die Vergißmeinnichtblume besitzt im Volksglauben die Kraft, Haus und Hof gegen Blitzgefahr zu schützen. In der Mark Brandenburg pflückte man statt des Vergißmeinnichts den Hiesigen Waldmeister. Aber auch diese Sitte ist heute leider verloren, und nur in Rheinsberg in der Mark, dem Musensitz des Großen, feiert man gegenwärtig noch am Himmelfahrtstage das Möstefest. Man sucht an diesem Tage das Waldmeisterkraut, dort Möste genannt, um damit die Kirche zu schmücken. Im sächsischen Erzgebirge hängt man noch mit Beharrlichkeit den Kindern vollstümlichen Brauch. So ist es auch am Himmelfahrtstage. Bis zum Jahre 1824 feierte man hier vom Montag bis zum Freitag vor Himmelfahrt in Annaberg das Gregoriusfest.

Das war ein Fest der dortigen Lateinschüler. Am Montag morgen zogen die Schüler mit Trommeln und Pfeisen zur Reveille aus und darauf folgte um 7 Uhr ein festlicher Umzug durch die Stadt. Botan zog die Musik, nur aus Geigen bestehend, und in feierlichem Zuge folgten die Lateinschüler mit ihren Lehrern. Zwei Stunden schritt man durch die Straßen, um sich dann nach dem Theateraal im Rathaus zu begeben. Man spielte entweder eine Oper oder ein deutsches Lustspiel. Die Darsteller waren Primaner und Sekundaner der Lateinschule. Abends war Zapfenstreich.

Leistiger ist im Hanauischen das Kugelhoppensest am Himmelfahrtstag. Der Kugelhopp, in Österreich nennt man ihn Kugelhupf, ist ein Gebäck, von dem an diesem Tage jeder in der dortigen Gegend verzehrt. Die Dorfjugend erheut sich am Nachmittag mit Wettspielen aller Art, und jeder Preisträger erhält als Lohn einen „Kugelhopp“.

Selbstverständlich spielt an einem Feiertage der Küchenzettel auch eine besondere Rolle. In Frankreich trägt man an Himmelfahrt Geflügel auf. In Deutschland gibt es kein besonderes Fleischgericht für diesen Feiertag. Kräuterzuppen, die man an diesem Tage genießt, nennt man in Schlesien Himmelfahrtssuppen, während man ihnen zur Osterzeit den Namen Frühlingszuppen gibt. In Österreich bäckt man Himmelfahrtss- oder Christtuchen. Er unterscheidet sich von sonstigen Kuchen nur dadurch, daß er ein Kreuz aus Marmelade oder Pflaumenmus bezieht. Im Holsteinischen ist der wohlhabende Landmann zu Himmelfahrt die erste junge Gans, und Himmelfahrtstugeln nennt sich ein Gebäck, das man für diesen Feiertag in Holland zubereitet.

Gute Menschen?

Wie oft hören wir im gewöhnlichen Leben über irgend-einen Menschen das Urteil: „Er ist ein guter Mensch,“ und als Ergänzung wird hinzugefügt: „Der tut keiner Fliege etwas zuleide“. Es ist nicht einmal ganz klar, ob dieses Urteil ein unbedingtes Lob in sich schließt, denn es wird häufig begleitet von einem fast mitleidigen Lächeln. Das jagt uns, was unter „gut“ in diesem Sinne verstanden wird, es bedeutet nicht mehr und nicht weniger als „gutmütig“. Gutmütige Menschen aber sind keineswegs immer auch wahrhaft „gute“ Menschen. Gutmütig sein, heißt immer nachgeben, keinem etwas zuleide tun, mit allem zufrieden sein, was es auch sei und wie es auch sei, bei Versehen anderer ein Auge, auch wohl gelegentlich beide Augen zudrücken und im übrigen . . . die Welt ruhig ihren Gang gehen lassen.

Aus dieser Erklärung ergibt sich von selbst, daß es häufig gerade die gutmütigsten Menschen sind, die am schlechtesten vorwärts kommen. Sie verstehen nicht, ihre Rechte wahrzunehmen und zu verteidigen, sie lassen sich geduldig von anderen das Fell über die Ohren ziehen, ja, sie können sogar mit ansehen, daß ihnen selbst und anderen unrecht geschieht, ohne sich dagegen zu wehren. Sie handeln aber so nicht aus einer bestimmten Überzeugung heraus, sondern ganz einfach aus — Bequemlichkeit! Sie lassen sich nicht gern durch irgend etwas aus ihrer Ruhe bringen, und das Ertragen eines Unrechtes kostet sie weniger Überwindung als der kraftfordernde Versuch, sich dagegen zu wehren. Diese Art der Gutmütigkeit hat mit wahrer Güte eigentlich wenig zu tun. Wahre Güte ist das Abelszeichen echter Menschlichkeit. Sie ist aber durchaus vereinbar mit einem lebendigen, handelnden, wachen Sinn. Wahre Güte läßt nicht unterschieds- und bedingungslos alles so gehen, wie es eben geht, sondern sucht selbst handelnd in den Gang der Geschicke einzugreifen, weil das Überwältigen einer Schwierigkeit, eines Hemmnisses, eines Widerstandes oft der bessere Weg ist, als das geduldige Ertragen. Wahre Güte kann vor allem kein Unrecht mit ansehen, ohne daß sich ihr innerstes Wesen dagegen auflehnt. Wenn wir statt der vielen „gutmütigen“ mehr entschlossenen handelnde Männer und Frauen hätten, so würde in der Öffentlichkeit manches Unrecht nicht begangen werden können.

Nicht gutmütige Menschen brauchen wir, sondern solche, die mit aller Kraft nach dem höchsten Ziele streben, das der ringenden Menschenseele gesteckt ist: ein in Wahrheit „guter“ Mensch zu werden! Der gute Mensch wird sicher in einem Falle mit milder Hand eine Wunde schließen, mit edler Verhältnlichkeit unwürdigen Ranc und Zwiethracht aus der Welt zu schaffen suchen, aber wo es not tut, auch mit freier Stirn kühn und mutig dem Unrecht entgegenzutreten und mit ihm kämpfen bis aufs Blut. Das heißt: gut sein!

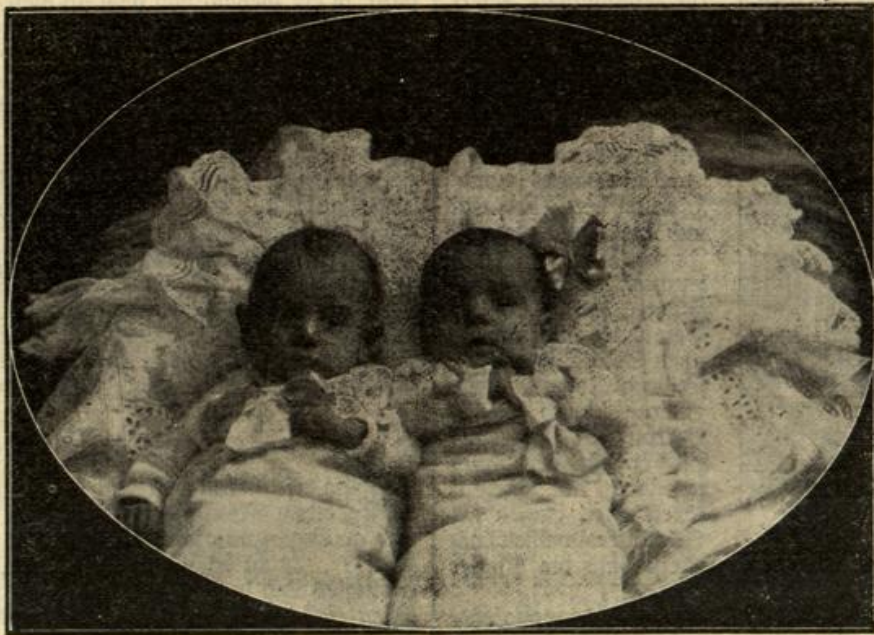
Gertraud Westphal.

Unsere Bilder

Handgranate. Während des Russisch-Japanischen Krieges wurden zum ersten Male roh verfertigte Handgranaten verwendet, die auf den Gegner geschleudert wurden. Jetzt hat die Technik diese furchtbare Waffe

im Nahkampf verbessert, und eine große dänische Fabrik stellt diese vom Ingenieur Raisen erfundene Handgranate her, die mit Kugeln gefüllt ist und beim Auftreffen auf dem Boden explodiert. Sie besitzt einen eigentümlichen Sicherheits-Mechanismus: Beim Abschleudern bleibt eine 10 Meter lange Schnur in der Hand des Schleuders zurück, die erst nach Ablauf, also erst nach 10 Metern, die Sicherung aufhebt, und nun erst die Granate explodierbar macht. Ein Fall vor dem Ablauf der Schnur würde die Granate noch nicht explodieren lassen, so daß der schleudernde Soldat durchaus sichergefellt ist.

Ein heizbares wohlverproviantiertes Blockhaus auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Über die Fortschritte, die die deutschen Soldaten im Laufe des Krieges auf dem Gebiet des Baues von Unterkunftshäusern gemacht haben, berichtet der schweizerische Oberst Karl Müller folgendes: Die Vereinfachungen sind große, gut ausgestattete, heizbare Blockhäuser mit Beleuchtungseinrichtungen. An der Verbesserung ihrer Bequemlichkeit und Innenausstattung wird, im Bestreben, Gesundheit und Wohlbefinden der Mannschaft zu fördern, fortwährend weitergearbeitet. Das Lagerstroh wird nach Möglichkeit erneuert und durch Strohstäbe und Papierschneidmasse ersetzt. Unterstände und Blockhäuser sind ausnahmslos gut geheizt. Außer den von der Heeresverwaltung gelieferten Öfen findet man zuweilen aus Backsteinen und Lehm von den Mannschaften selbst erbaute Öfen, die sich ausgezeichnet bewähren. Aus den Balken im Innern der Blockhütten spritzen jetzt, durch die Wärme getrieben, viele grüne Zweige und Blätter. Die Natur selbst sorgt so für den Innenkomfort der Soldatenwohnungen.



Väterchens Kriegsfreude. (Mit Text.)

Väterchens Kriegsfreude. Ein auf dem westlichen Kriegsschauplatz kämpfender Offizierstellvertreter erhielt als reizende Überraschung von seiner Familie das obige Bild, mit dem ihm die Ankunft eines allerliebsten Zwillingspaars angekündigt wurde. Der Regimentskommandeur und mehrere Offiziere teilten die Freude des glücklichen Vaters, indem sie sich sofort bereit erklärten, die Patentstellen bei den Zwillingen zu übernehmen.

Allerlei

Im Wartesaal. „Sie, trinken Sie kein Bier, wenn Sie's eilig haben!“ — „Ist's so schlecht?“ — „Nein, im Gegenteil, exquisit, ich habe schon drei Jäg' verköhmt!“

Das Bringen der ersten Kartoffeln nach Sachsen. Kurfürst Christian von Sachsen hatte im Jahre 1591 den Landgrafen Wilhelm von Hessen, der ein Freund des Gartenbaues und im Besitz vieler seltener Pflanzen war, gebeten, ihm einige außergewöhnliche Sämereien zu senden. Dies tat der Landgraf und schrieb zugleich, daß er dem Kurfürsten auch ein vor einigen Jahren aus Welschland gekommenes Gewächs sende, welches Taratouphli heiße und schöne, wohlriechende Blüten trage. Unter der Erde aber erzeuge es viel Wurzeln, die, wenn sie gekocht würden, die oberste Schale lösten und wohl zu essen wären. Man tut auch eine Bräthe daran und siede sie in Butter. Daraus geht hervor, daß die Zubereitungsweise der Kartoffeln bereits vor dreihundert Jahren in Deutschland bekannt war. K.

Stintbomben und Gasgeschosse. In den Tagesberichten der obersten Heeresleitung war verschiedentlich die Rede davon, daß die Franzosen oft Gasgeschosse verwenden, die beim Explodieren in den Schützengräben durch Entwicklung giftiger Gase die umstehenden Truppen töten. Derartige Stintbomben wurden schon im Altertum gebraucht. In China schleudert man noch heute Töpfe, die mit gaserzeugenden Brennstoffen gefüllt sind, mittels hoher Stöcke unter die Feinde, um ihnen die Luft zu verpestern. Die Engländer gebrauchten dann im Sudan und im Burenkriege Gasgeschosse von ähnlicher Wirkung. So trieben ihre Lydditgranaten z. B. die Buren bei Paardeberg aus ihren letzten Schlupfwinkeln. Diese mit Pikratpulver gefüllten Sprenggranaten sind durch die gewaltige Explosion und die Giftigkeit der hierbei entwickelten Gase die furchtbarste Waffe des Krieges, denn sie töten in einem Umkreis von 200 m alles was Odem hat. — In Frankreich machte in den 80er Jahren der Chemiker Turpin viel von sich reden, namentlich durch sein Melinit, einen aus Pikrinsäure mit etwas Schießbaumwolle bestehenden Sprengstoff. Die jetzt von den Franzosen gebrauchte Sprengmasse wird nach ihm Turpinit genannt und dürfte ebenfalls Pikrinsäure zur Grundlage haben. Der Kriegsberichterstatter der angesehensten und verbreitetsten spanischen Zeitung „ABC“, Javier Bueno, sah, wie er in seinen Erlebnissen in der Frankfurter Zeitung schreibt, bei Epernay einen deutschen Schützengraben, in dem alle Soldaten durch die Gasausströmungen des Turpinit getötet waren und völlig unverwundet noch in Schußstellung an der Bösung lehnten. Ein französischer Offizier erzählte ihm, daß dieser Explosivstoff nicht zu jedem Schuß gebraucht wer-

den könne, da er die Geschütze derart angreife und verschleime, nach jedem dritten oder vierten Schuß gereinigt werden müßten. Die Engländer hätten gern Turpinit verwenden wollen, mußten davon absehen, da ihre Kanonen dabei explodierten.

Gemeinnütziges

Weißblechgeschirre wieder wie neu zu machen. Man mischt mit gewöhnlichem Öl, so daß sich eine Art Brei bildet, den man das Gefäß und läßt es einige Minuten liegen. Dann reibt man es mit einem wollenen Lappen ab. Die schwarzen Verschmutzungen, die auf den Geschirren sind wie neu.

Fleisch, das nicht verderben will, auch Geflügel, wird sehr mürbe, sobald man Kochen oder Braten Weinrebe beilegt.

Um lose Messer anzufassen, mische man pulverisiertes Hartseife mit pulverisiertem Mehl, fülle damit die Hand, erhebe das Messer, erhebe es in der Klinge richtig, drücke es fest in die Hand.

Erdberranten nach dem Abtrennen der Ableger auf ein rees Beet mit Kompost, Ruhe oder auf ein rees Beet mit Kompost.

Der Hecht hält im Juni mit Vorliebe Krümmungen und Krümmungen und Krümmungen der Ufer auf, bei der Strömung.

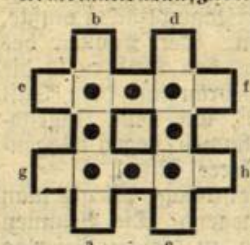
vier Fuß tiefem Wasser lauert. Er spürt dort den laichenden Aitel u. u. nach, ist aber meist vollauf gesättigt, so daß es ihm an die Angel zu bekommen.

Der Reiz des Spielzeuges liegt in der Seelenbeziehung zum Kind und Spielzeug. Zu viel Spielzeug regt nicht an, sondern stumpft das Kind ab und begehrt; das Kind findet bald alles gleichgültig.

Rätsel.

Du hast es überm Schoß,
Gibst du ihm noch 'nen Kopf,
So wird ein Fest daraus,
Bringst du mir's wohl heraus?
Frig Guggenberger.

Kombinationsaufgabe.



Seht man die Buchstaben:
A, B, D, E, E, H, K, L,
N, N, N, N, O, O, R, R,
in die Felder vorstehender Figur
richtig ein, so ergeben sich vier
Wörter in folgender Anordnung:
a-b Eine Auszeichnung.
c-d Organe.
e-f Eine Naturerscheinung.
g-h Eine Begegnung.
Die um den Mittelpunkt ge-
legenen punktierten Quadrate
nennen einen männl. Vornamen.
Richard S. S. S.

Witzerrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logarithms: Rose, Hofe.
Des Zahlenrätsels: Heidelberg, Birmingham, Rungsdorf, Gildesheim,
Adrianopol, Jülich, Aachen, Düsseldorf, Krefeld, Bonn.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.